

.....

**VLADIMIR
JABOTINSKY
RICHTER
UND NARR
ROMAN**

.....



Kometen
der Anderen Bibliothek

Vladimir Jabotinsky

Richter und Narr

Roman

**Aus dem Russischen von
Ganna-Maria Braungardt**

Die Andere Bibliothek und ihre *Kometen*
werden herausgegeben von Christian Döring



ISBN 978-3-8477-6001-6

© für die deutschsprachige Ausgabe:

AB – Die Andere Bibliothek GmbH & Co. KG, Berlin

www.die-andere-bibliothek.de

Richter und Narr von Jabotinsky, Vladimir ist im Oktober 2013 als Band 2 der »Kometen der Anderen Bibliothek« erschienen.

In gedruckter Form erhältlich unter:

<http://www.die-andere-bibliothek.de/Kometen/Richter-und-Narr::636.html>

Übersetzung: Ganna-Maria Braungardt

Covergestaltung: Cornelia Feyll und Friedrich Forssman

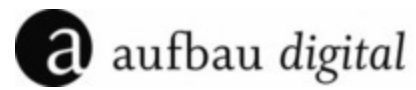
Herausgabe: Christian Döring

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

E-Book Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,

www.le-tex.de

Umsetzung und Vertrieb des E-Book erfolgt über:



Inhaltsübersicht

Impressum

ERSTER TEIL

Statt eines Vorworts

Erstes Kapitel: Ein Tausendsassa

Zweites Kapitel: Der Narr

Drittes Kapitel: Zwei Katzen

Viertes Kapitel: Göttliches

Fünftes Kapitel: Die Zusammenkunft

Sechstes Kapitel: Die Vertraute und die Fremde

Siebttes Kapitel: Bruder Benjamin

Achtes Kapitel: Gespräche

Neuntes Kapitel: Die Ahnentafel der Philister

Zehntes Kapitel: Honig

Elftes Kapitel: Elinoar wird tätig

Zwölftes Kapitel: Im fremden Paradies

ZWEITER TEIL

Dreizehntes Kapitel: Nachbarn ohne Grenze

Vierzehntes Kapitel: Der Zwist

**Fünfzehntes Kapitel: In den Tagen der Richter
Israels**

Sechzehntes Kapitel: Die Formel

**Siebzehntes Kapitel: Wie Bergam aus einer heiklen
Lage fand**

Achtzehntes Kapitel: In der Wüste

Neunzehntes Kapitel: Remidor und Meridor

Zwanzigstes Kapitel: Die Stämme

Einundzwanzigstes Kapitel: Zu Hause und in der Fremde

Zweiundzwanzigstes Kapitel: Allein

Dreiundzwanzigstes Kapitel: Ware - weiche und harte

DRITTER TEIL

Vierundzwanzigstes Kapitel: Die dritte Woche

Fünfundzwanzigstes Kapitel: Von Notwendigem und Unnötigem

Sechsendzwanzigstes Kapitel: Der Zahnlose

Siebenundzwanzigstes Kapitel: In voller Größe

Achtundzwanzigstes Kapitel: Der Eselskinbacken

Neunundzwanzigstes Kapitel: Drei Tränke

Dreißigstes Kapitel: In der Grube

Einunddreißigstes Kapitel: Unter Freunden

Zweiunddreißigstes Kapitel: Manoachs Narbe

Dreiunddreißigstes Kapitel: Zum Abschied

Vierunddreißigstes Kapitel: Das Letzte

DAS BUCH DER RICHTER

Simsons Geburt

Simsons Hochzeit

Simsons Streit mit den Philistern

Simsons Fall und Rache

Anmerkung der Übersetzerin

Anmerkungen

Titel-Information

ERSTER TEIL

Statt eines Vorworts

Hugo schrieb, womöglich völlig zu Recht, in einer Anmerkung zu seinem Stück »Ruy Blas«: »Es versteht sich, dass es in diesem Stück kein einziges Detail gibt – ob es nun das private oder das öffentliche Leben betrifft, Milieu, Heraldik, Ethik, Biographie, Topographie oder Zahlen – kein einziges Detail, das nicht der exakten historischen Wahrheit entspräche. Wenn zum Beispiel der Comte de Camporeal sagt: ›Der Unterhalt des Hofes der Königin kostet 664 066 Dukaten im Jahr‹, können Sie da und da [er nennt einen Buchtitel] nachschlagen und werden dort genau diese Zahl finden.«

Ich meinerseits behaupte von der vorliegenden Erzählung aus der Zeit der Richter nichts dergleichen.

Dieses Buch entstand völlig unabhängig von der biblischen Überlieferung und von Fakten oder Mutmaßungen der Archäologie.

V. Jabotinsky

Erstes Kapitel

Ein Tausendsassa

Den Weg von Süden her kam ein müder Reisender herab; hinter ihm trottete an einem langen ledernen Zügel ein mit zwei Packsäcken beladener Esel.

Der Mann mochte an die fünfunddreißig Jahre alt sein, er hatte einen kurzen schwarzen Krausbart und lebhafte, verschmitzte vorquellende Augen. Um den Kopf trug er ein schmutziges weißes Tuch, sein ärmelloses braunes Gewand hatte er bis zu den Knien geschürzt, um leichter vorwärts zu kommen, sodass es vorn über dem Gürtel einen herabhängenden Sack bildete, in dem etwas Schweres hin und her schwang, vermutlich sein Proviant. Die ledernen Riemensandalen hatte er, um sie zu schonen, an seinen Gürtel gebunden und lief barfuß. Ein schwerer Mantel, eine Art Decke, ebenfalls braun, lag ordentlich zusammengelegt zwischen den beiden Säcken auf dem Rücken des Esels.

Die Sonne sank bereits, und es war kühl. Die Regenzeit war gerade erst zu Ende gegangen. Das Tal, in das dieser steinige, noch nicht sehr staubige Weg führte, und die Hügel ringsum feierten ihre beste Stunde: Das Grün der Haine und Weinberge war noch nicht grau vom Staub, die Bäche wurden bereits seichter, waren aber noch nicht ausgetrocknet. Die rote Erde war dicht bestellt, im Tal lag

eine größere Stadt, und auf dem Weg dorthin standen einzelne, herrschaftlich aussehende Häuser mit Gärten, auch auf den Hügeln waren von weitem die Konturen einiger großer Siedlungen auszumachen.

Der Reisende sagte laut vor sich hin: »Gut leben die Leute hier!«

In seiner Stimme lag kein Neid, obgleich er aus den kargen südlichen Bergen kam. Es lag eher Befriedigung darin, denn er stammte aus einem landlosen Clan, der kein Haus besaß, nie von einem Haus geträumt hatte und dem darum der Neid, dieses Laster des Landmannes, fremd war. Wenn diese Gegend reich war – umso besser für den Fremden.

Bis zum ersten herrschaftlichen Haus waren es noch einige Hundert Schritte, und von dort bis zum Stadttor war es noch dreimal so weit. Das Haus war groß und schön, mit runden Säulen und allerlei Anbauten, dahinter lag eine breite Senke, in der sich nun, nach der Regenzeit, ein kleiner See gebildet hatte. Aus dem Haus traten zwei weibliche Gestalten. Ohne Eile, im Spazierschritt, liefen sie bergauf, dem Reisenden mit dem Esel entgegen. Sie waren ganz in ein Gespräch oder vielleicht einen Streit vertieft, die Kleinere fuchtelte erregt mit den Armen. Nach einer Weile sah der Reisende, dass dies ein schwarzhaariges Mädchen von etwa zwölf Jahren war; die Ältere mit der üppigen roten Mähne mochte drei Jahre älter sein. An den

Kleidern, die weit länger waren als die der Frauen seines Stammes oder der kanaanitischen Einheimischen und von anderem Schnitt, erkannte der Reisende, dass die Mädchen aus einer Philisterfamilie stammten. Als sie näher heran waren, kniff er ein Auge zusammen, um die Wolle zu beurteilen, aus der ihre Kleider gemacht waren: Sie war von erster Güte, besonders bei der Älteren.

Einige Schritte vor ihnen blieb er stehen und grüßte höflich: »Guten Tag, ihr Mädchen.«

»Guten Tag«, antwortete die Rothaarige und lächelte sogleich.

Sie war ein sehr hübsches Mädchen mit grünen Augen und fröhlicher und übermütiger Miene; das Lächeln zauberte Grübchen auf ihre Wangen. Sie blieb stehen, die Jüngere ebenfalls, jedoch widerwillig und mit finster abgewandtem Blick. Auch sie hatte grünliche Augen.

»Was ist das für eine Stadt dort unten?«, fragte der Mann.

»Timna. Bist du ein Händler?«

Das Mädchen zeigte auf die Packsäcke.

»Ja, das auch. Soll ich dir einen Kamm aus Elfenbein zeigen? Oder Amulette? Bunte Gürtel? Salben?«

Er zählte ausführlich seine Waren auf, wobei er jedes Mal sagte, aus welchem Land eine jede stammte; es waren sehr viele Orte, und das jüngere Mädchen knurrte, ohne ihn anzusehen: »Solche Länder gibt es wahrscheinlich gar

nicht auf der Welt. Er hat seinen Kram irgendwo am Stadttor gekauft und handelt mit Altwaren, wie all diese Hausierer aus den Bergen. Meine Mutter sagt immer: Ein guter Kaufmann kommt von Ekron her, nicht von Adullam.«

Er wollte etwas erwidern, doch da meldete sich die Ältere, wohl um die Grobheit abzumildern.

»Wir haben kein Geld, guter Mann, und von den Erwachsenen ist niemand da. Das dort ist unser Haus; wenn du willst, komm morgen früh, du musst ja sowieso in Timna übernachten, es ist bald Abend.«

»Danke, du Schöne«, sagte der Händler, »ich werde kommen. Wenn euch etwas gefällt, kauft ihr es, und wenn eure Eltern etwas zu verkaufen haben, kaufe ich es vielleicht. Deine Schwester hat recht: Ich habe allerlei Ware, neue wie alte, sichtbare wie unsichtbare.« Dann zog er am Zügel, um den Esel aus seiner düsteren Nachdenklichkeit aufzuscheuchen, und setzte sachlich hinzu: »Gibt es hier in Timna eine Hure?«

Diese Frage stellte er ohne jede Verlegenheit, obgleich er ein Mann von höflichen Manieren und moralischer Lebensart war. Herbergswirtinnen waren zu jener Zeit Frauen des freien Standes, die beiden Begriffe galten als Synonyme.

Das rothaarige Mädchen antwortete ebenso sachlich: »Ja, aber dazu musst du die ganze Stadt durchqueren, ihr Haus steht am Nordtor. Jeder wird dir den Weg zeigen.«

Die Jüngere murmelte mit verächtlich geschürzten Lippen: »Da braucht er niemanden zu fragen, er wird den Lärm schon auf halbem Weg hören.«

Der Reisende verabschiedete sich und warf im Gehen noch einen Blick auf das widerborstige Mädchen. Es gefiel ihm nicht und hatte wenig Ähnlichkeit mit der Älteren. Die beiden konnten kaum Schwestern sein; allerdings lag auch auf den schwarzen Locken der Jüngeren unter den schrägen Sonnenstrahlen ein rötlicher Schimmer. Sie missfiel ihm sehr, und während er weiterlief und den faulen Esel schalt, flüsterte er eine lange, gewundene Beschwörungsformel gegen den bösen Blick.

Als er Timna erreichte und die Sandalen anzog, ohne die er es unschicklich gefunden hätte, den Boden einer gesitteten Stadt zu betreten, war die Sonne bereits untergegangen und die Straßen waren leer. Er befand sich offenbar in einem reichen Viertel: Es gab hier viele Steinhäuser, und die Düfte, die mit den Rauchschwaden von den hinter niedrigen Umzäunungen und unter Schutzdächern verborgenen Öfen herüberwehten, verrieten, dass fast überall Ziegenfleisch gebraten wurde. Einige Häuser hatten geschnitzte Türen, da und dort hörte er Gesang und den Klang eines Saiteninstruments.

Ein kanaanitischer Sklave, der einen Korb mit getrocknetem Mist zum Heizen auf dem Kopf trug, wies dem Reisenden den Weg zum Haus der Hure. Schon weit

vor der Herberge änderte sich das Gesicht der Stadt. Hier lebten die Armen – in Hütten aus in der Sonne gebrannten Lehmziegeln oder in einfachen grauen Lehmkästen; die Bewohner hockten vor den Eingängen und aßen mit den Fingern eine Art Grütze. Es war bereits dunkel geworden, hin und wieder fiel der Schein kümmerlicher Lampen auf grobe und harte Gesichtszüge. Philister waren nicht darunter; die gesamte Stadtarmut – Tagelöhner, Handwerker und Bettler – bestand aus Angehörigen verschiedener einheimischer Stämme. Der Reisende kannte deren Namen, er war oft in den Städten und Dörfern der Jebusiter, Girgasiter und Hiwiter¹ unterwegs und konnte sie auf den ersten Blick unterscheiden, und einen Hetiter mit fliehender Stirn oder einen schmallippigen Amoriter erkannte er an der stolzen Haltung schon von weitem. Doch dies hier war bloß ein niederes Gemisch, der kümmerliche Rest von zwanzig Stämmen, bis zur Unkenntlichkeit zerrieben zwischen zwei Mühlsteinen, zwei Eroberervölkern.

Die Herberge befand sich direkt am Tor. Tatsächlich hörte man schon von weitem den Lärm übermäßig lauter Stimmen. Am Zaun drängten sich sämtliche streunenden Hunde der Vorstadt, sie schienen alle gleich, keiner Rasse zugehörig, genau wie ihre Nachbarn, die Menschen. Ohne sich gegenseitig wegzustoßen oder anzuknurren, warteten

sie auf den Augenblick, da die Magd ihnen Essensreste hinwerfen würde.

Hinter dem Zaun lag ein großer Hof, von zwei Pechlampen beleuchtet, auf dem Hof stand ein langer Tisch, der einem erwachsenen Mann bis zum Knie reichte, und daran wurde gezech: An die zwanzig Männer saßen und lagen darum herum, manche auf geflochtenen Matten, andere auf der nackten Erde. Weiter hinten befand sich ein niedriges, breites Lehmhaus, auf der Schwelle stand die Hausherrin und befahl mit über den ganzen Hof schallender Stimme ihre Dienerschaft. Die Herberge war offensichtlich gut geführt. Die männlichen Bediensteten, zwei breitschultrige Schwarze, bleckten beim Servieren der Speisen fröhlich die Zähne (die Kanaaniter verstanden sich auch damals nicht darauf, bei Tisch nett und freundlich zu bedienen), und die Mädge – zwei Weiße und eine Mulattin – waren von angenehmer Fülligkeit und leicht bekleidet. Die Küche lag am äußersten Ende des Hofes unter einem Vordach, auf der Windseite durch eine niedrige Abschirmung geschützt. Vier halbrunde, unten offene Lehmöfen schickten den Rauch direkt in den Sternenhimmel, ein großes Stück Fleisch briet auf einem flachen Stein direkt über den Kohlen, und einer der beiden Schwarzen wendete es hin und wieder mit einem Stock.

Der Neuankömmling führte seinen Esel vorsichtig von den Zechenden weg und ging zur Wirtin. Wie die beiden

Mädchen aus dem Haus vor der Stadt trug auch sie ein langes Kleid mit eng anliegender Taille. Er war zum ersten Mal im Philistää, doch er wusste, dass man den Frauen des freien Standes hier respektvoll begegnete.

»Guten Tag, Herrin«, sagte er. »Kann ich bei dir zu Abend essen, übernachten und meinen Esel füttern?«

Ohne ihn anzusehen, beendete die Wirtin erst die Beschimpfung eines der beiden Schwarzen, dann musterte sie den Gast im Licht der Pechlampe aufmerksam und antwortete: »Im Haus ist kein Platz mehr, du musst auf dem Hof schlafen. Der Stall ist links hinterm Haus, bring den Esel selbst hin, die Diener sind beschäftigt. Essen kannst du beim Ofen – setz dich nicht an den Tisch, die Männer wollen unter sich bleiben, sie mögen keine Fremden.«

Er schaute zum Tisch. Die Männer waren alle gut gekleidet, ihre Bärte sorgfältig gekämmt, doch waren auch viele bartlose junge Leute darunter. Einige hatten bereits ihre Kappe abgesetzt, die anderen trugen noch die typische Kopfbedeckung der Philister, die aussah wie eine Krone aus gefärbten Federn in einem lammwollenen Mützenrand. Trotz der schlechten Beleuchtung würdigte der neue Gast in Gedanken sofort die Haltbarkeit der Stoffe und die Güte der Speisen auf dem Tisch. Da gab es in breite Streifen geschnittenes Fleisch, frische Kräuter, Fisch – eine

besonders rare Speise für den Mann aus den Bergen –, getrocknete Früchte, Kuchen und viel Wein.

»Das sind reiche Herren«, sagte er zur Herbergswirtin. »Ich setze mich ein Stück abseits, aber später, wenn sie recht bei Stimmung sind, würde ich mich gern zu ihnen gesellen. Ich habe in meinem Gepäck Ringe, Geldbeutel, Gürtel, Sandalenriemen und Kleiderverschlüsse, vielleicht braucht jemand auch ein Liebeskraut, direkt aus Movh², es wirkt so zuverlässig wie Brechwurz und fast ebenso schnell.«

»Ihnen wird kaum der Sinn nach dir stehen. Ich kenne sie: Wenn Tajisch sie freihält, endet es immer entweder mit einer Prügelei oder damit, dass alle einschlafen.«

»Wenn sie sich bis zur Bewusstlosigkeit betrinken, muss bestimmt jemand zur Ader gelassen werden, und wenn sie einander verletzen, brauchen sie Umschläge. Ich habe Medizin dabei, und ich kann schmerzlos Adern öffnen. Außerdem ...«

Er sah die Wirtin eindringlich an, sie sah ihn eindringlich an, und sie verstanden einander.

Er sagte halblaut: »Ein Betrunkener lässt mitunter dies und jenes fallen. Einen Armreif, eine Kette, einen Geldbeutel ...«

»Sie haben alle ein gutes Gedächtnis«, erwiderte die Wirtin, »und wenn sie ausgeschlafen haben, werden sie das ganze Haus durchsuchen.«

»Vor Mittag wird niemand erwachen, und ich breche stets im Morgengrauen auf. Sollen sie doch ruhig bei dir suchen. Was werden sie da schon finden, außer, sagen wir, einem bunten Tuch, das du bei mir, sagen wir, gekauft hast? Mich aber werden sie nicht einholen.«

»Du bist ein kluger Mann«, sagte die Wirtin, »und ein Tausendsassa. Kaufmann, Heilkundiger und ... Schnapper.«

»Ich beherrsche noch viele andere Künste, Herrin, weit wichtigere. Ich kenne Beschwörungsformeln, ich kann vor dem Opferaltar tanzen – auf jede Weise, wie die Kanaaniter, wie die Israeliten und nach dem Brauch der Wüstenvölker; wenn nötig, erlerne ich an einem Tag auch eure Rituale. Ich kann schreiben – auf Schädelknochen, auf Ziegenhaut und auf Papyrus –, ich kann die Kinder eines reichen Hauses in der Buchkunst unterrichten, in Gebeten jedweden Glaubens, im Flötenspiel, im Spiel auf der Leier ...«

»Du ähnelst dem Aussehen nach unseren Nachbarn vom Stamme Dan«, sagte die Herbergswirtin, »aber einen solchen Daniter habe ich noch nie gesehen. Unsere Nachbarn aus Zora sind ungehobelte Kerle, noch viel dümmer als die Kanaaniter, du aber scheinst geradewegs aus Ägypten zu kommen. Wer bist du? Woher stammst du?«

»Ich bin in der Tat mit dem Stamm der Daniter verwandt, aber aus einem anderen Geschlecht. Ich bin ein Levit und stamme aus Mamre bei Hebron, wo der Opferaltar der Waldgöttin Aschera steht – hast du mal von ihr gehört?

Eine große Göttin. Wir selbst haben ja einen anderen Glauben, aber das tut nichts zur Sache.«

»Ein Levit? Von einem solchen Land habe ich noch nie gehört.«

»Wir haben kein Land. Wir leben überall, die ganze Erde ist unser. Der Bruder meiner Mutter ist ein großer Priester in der Hauptstadt der Jebusiter im Gebirge, ein anderer Verwandter ist der oberste Chorsänger in Dor, am Tempel des dortigen Gottes, ein dritter ist zu euch nach Jaffa gegangen, um Arbeit zu suchen, und hat sie dort wohl auch gefunden. Auch ich bin eigentlich auf der Suche nach einem Heiligtum. Aber unterwegs muss ich mich ja irgendwie ernähren.«

»Churru!«, rief die Wirtin.

Einer der beiden Schwarzen trat zu ihr.

»Führ den Esel in den Stall und gib ihm Kleie, das Gepäck nimm ab und lass hier.«

»Semer!«

Eine der Mägde kam herbeigelaufen. Der Levit wandte den Blick ab, um ihre mangelhafte Bekleidung nicht zu sehen.

»Breite für den Gast eine recht weiche Strohmatten aus und gib ihm Wein und Hammelfleisch vom Tisch.«

Dann sagte sie: »Sagtest du etwas von einem Tuch? Zeig her.«

Zweites Kapitel

Der Narr

Der Levit aß gesetzt und ohne Hast, betrachtete dabei die Zechenden und lauschte ihren Gesprächen. Daraus entnahm er, dass nicht alle Ortsansässige waren. Einige kamen aus Geser, andere aus Ekron, einer sogar aus Aschdod – ihn hatte es offenbar in Geschäften nach Timna verschlagen, und er war zum Gelage mitgenommen worden, die Übrigen aber hatten sich wohl seit Tagen darauf gefreut. Den Anlass dazu erfuhr der Reisende bald aus den scherzhaften Wortgefechten. Die Gesellschaft wurde freigehalten von einem gewissen Tajisch³ (komische Namen haben sie, dachte der Levit), der mit dem Recht des Gastgebers am lautesten lärmte; seine Stimme war von ungewöhnlicher Kraft, ein tiefer Bass, sein Gesicht aber war nicht zu erkennen, es war von den Tischnachbarn verdeckt, nur hin und wieder sah der Levit die glänzenden Federn seiner großen Philisterkappe schillern. Tajisch hielt die anderen frei, weil er eine Wette verloren hatte. Soweit der Levit verstand, war es darum gegangen, dass Tajisch, auf einen Stab gestützt, über einen Bach oder einen See springen wollte, und zwar beim höchsten Wasserstand – aber er hatte es nicht bis zum Ufer geschafft, sondern war vor aller Augen ins Wasser gefallen. Die meisten Scherze

drehten sich um die Frage, ob er inzwischen wieder trocken sei. Die Scherze waren, wie meist bei Gelagen, nicht sonderlich geistreich, belustigten die fröhliche Runde aber sehr. Tajisch war kein bisschen gekränkt, lachte schallend und ließ großzügig auftischen, wobei er die Mägde unentwegt antrieb.

Allmählich richtete sich die Redekunst der fröhlichen Bande auf ein anderes Thema, nämlich wie viel Silber das Gelage wohl kosten würde.

»Achtur!«, rief einer der Gäste, »befühl mal seinen Geldbeutel. Nicht dass wir am Ende zusammenlegen müssen – wir aus Ekron besitzen nicht den kleinsten Silberling!«

Dieser Gast sorgte ständig für Heiterkeit, weil er das Fleisch mit einem Eisenschwert schnitt. Die Männer aus Ekron waren der langen Reise wegen bewaffnet, hatten ihre Kurzschwerter der Bequemlichkeit halber aber längst abgelegt.

Achtur saß rechts von Tajisch, ihn konnte der Levit gut sehen: Er war ein recht eitler, schöner junger Mann; Stirn und Nase bildeten eine gerade Linie ohne Höcker oder Dellen. Er tat, als wöge er unterm Tisch etwas ungemein Schweres, und verkündete ernst: »Keine Angst. Die Hälfte aller Weinberge von Zora klingt in seinem Sack!«

Allgemeines Gelächter, in dem der dröhnende Bass von Tajisch alle übertönte.

»Der Frevler hat seinen Vater ausgeraubt!«

»Er hat die Stadtkasse geplündert!«

»Wenn ich etwas geplündert habe«, rührte der Gastgeber, »dann nicht die Weinberge, nicht den Vater und nicht den Schatz, an den ihr denkt.«

»Wen dann?«

Jemand rief: »In Jaffa ist kürzlich eine ägyptische Flotte eingetroffen, sie sollten in Sidon Holz holen, aber auf offener See haben ihnen Piraten sämtliche Säcke mit Gold geraubt. Waren das vielleicht deine Leute, Tajisch?«

Ein anderer wandte ein: »Seine Gefährten nennen sich nicht ›Haie‹, sondern ›Schakale‹, sie arbeiten an Land.«

»Mein Freund«, sagte ein Dritter, »war das vielleicht dein Werk – jene Karawane aus Midian⁴, die kürzlich ohne Kamele und ohne Kleider in Gaza ankam?«

Tajisch schien sehr geschmeichelt, dass er in so hohem Ruf stand, wehrte aber ab.

»So weit sind meine Schakale noch nicht gekommen«, johlte er.

»Woher dann dein Reichtum?«

»Ratet!« Er richtete sich plötzlich auf, hob eine Hand und rief: »Hier mein Rätsel: Zwanzig Gastgeber und ein einziger Gast. Wer ist das?«

Ein Mann aus Aschdod, etwas älter als die Übrigen und weniger betrunken, sagte: »Ich weiß es. Unser Gastgeber

bewirtet uns für das Geld, das er uns die letzten Male beim Spiel abgenommen hat.«

Das gefiel den Philistern ungemein, fast alle klatschten beifällig in die Hände. Sie liebten gelungene Streiche, sogar, wenn sie ihnen selbst gespielt wurden. Zwei Dutzend betrunkene Stimmen redeten wild durcheinander und erinnerten an frühere Wetten, die das heutige Oberhaupt der Tafel gewonnen oder verloren hatte. Dieser Tajisch war offenbar ein großer Spieler vor dem Herrn, zudem mit außerordentlicher Phantasie begabt. Die Wetten waren erstaunlich vielfältig, von einem Becher Honig, den er kopfüber an einem Ast hängend leeren musste, bis hin zu einem Wettlauf mit einem Pferd, das einem der Gäste aus Ekron gehörte.

Nun, da Tajisch sich aufgerichtet hatte, konnte der Levit ihn genauer betrachten. Er war neugierig auf ihn, seit sein stutzerhafter Tischnachbar Achtur Zora erwähnt hatte. Diesen Namen kannte er: Die Stadt war vor langer Zeit vom Stamme Dan eingenommen worden, das hatte die Herbergswirtin vor einer Stunde bestätigt. Der Levit kniff erneut ein Auge zusammen – das taten die Angehörigen seines Stammes, wenn sie etwas eingehend betrachten wollten. Tajisch hatte breite Schultern und eine mächtige Brust, schien aber noch sehr jung, denn sein Bart spross erst spärlich. Gekleidet war er genau wie die anderen; die in den Nacken geschobene Kappe entblößte eine nicht sehr

hohe, aber breite Stirn. Seine Nüstern bebten und weiteten sich beim Lachen, auf seinen Jünglingswangeng bildeten sich Grübchen – der Levit musste an das rothaarige Mädchen denken. Der Mund des jungen Zechers war wohl nicht sehr groß, aber er öffnete ihn unentwegt weit, wenn er aus voller Kehle lachte, und zeigte dabei weiße, ebenmäßige Zähne; sein Kinn war quadratisch, vorgereckt und schwer, der Hals ein wenig zu mächtig für sein Alter. Den Gesichtszügen nach konnte er alles sein, Daniter ebenso gut wie Philister, doch seine Kleider, seine Manieren und sein Benehmen sprachen eindeutig dafür, dass er, wenngleich er irgendwie mit den Weingärten von Zora zu tun haben mochte, ein Bruder der Übrigen in der Runde war; zudem hatte der Levit, ein erfahrener Mann, in seinem Stamm noch nie jemanden mit einem so seltsamen Namen getroffen, überdies hatte er in seinem strengen und sorgengeplagten Volk noch nie einen Narren gesehen.

Er ist Philister, entschied der Levit endgültig.

Inzwischen war der breitschultrige Philister so recht in Fahrt gekommen. Er führte unentwegt scherzhafte Reden, und bei diesen Späßen schüttelte der Levit in seiner Ecke den Kopf und die Mädge kreischten und schlugen die Hände vors Gesicht, obgleich sie ihre Schamhaftigkeit auf wenigstens drei andere Arten weit überzeugender hätten bekunden können. Er zeigte Kunststückchen: Er schluckte Ringe und förderte sie unterm Gürtel seines Tischnachbarn

wieder zutage, er wühlte im angegrauten Bart des Gastes aus Aschdod und fischte einen Käfer hervor, dann stopfte er sich einen ganzen Ring getrockneter Feigen in den Mund, schloss ihn fest, trennte die einzelnen Feigen heraus, indem er nur Gaumen und Zunge bewegte, und schluckte sie einzeln hinunter, was alle mit großem Staunen verfolgten, wonach er die unberührte Masse wieder aus dem Mund nahm und den Hunden vorwarf. Dann kniete er sich hin (er war sehr groß, in der Taille jedoch schmal wie ein junges Mädchen), griff sich drei Tonschalen, warf alle gleichzeitig in die Luft und fing eine mit dem Kopf auf, die zweite mit der ausgestreckten Hand, die dritte mit einer Hand hinterm Rücken. Schließlich, als die Gäste vom Lachen schon ganz erschöpft waren und nur noch Geheul von sich gaben, unterhielt er sie mit einer vielstimmigen Tierversammlung, die einen König wählen will. Die Täuschung war vollkommen. Ein Ochse brüllte, ein Panther knurrte, eine Hyäne kicherte heiser nälend, ein Esel schrie, ein Kamel grunzte böse, Schafe blökten, und das alles in so raschem Wechsel, als stritten die Tiere tatsächlich wild durcheinander; schließlich meckerte ein alter Ziegenbock triumphierend und anhaltend, besiegte damit das Stimmengewirr, und alle erkannten, dass er zum König gewählt worden war. Die Gäste weinten vor Lachen und fuchtelten entkräftet mit den Armen; die beiden Schwarzen wälzten sich am Boden, die Wirtin und die drei

Mägde hatten Lachkrämpfe, und selbst der Levit, obgleich er sich seiner Stellung bewusst war und lärmende Fröhlichkeit eigentlich überhaupt missbilligte, konnte sich eines beifälligen Ausrufs nicht enthalten.

Das hörte Tajisch, schaute in die halbdunkle Ecke unter dem Küchenvordach und rief der Hausherrin zu: »Dergeto! Wer ist der Reisende dort?«

Sie trat an den Tisch.

»Ein Kaufmann, ein ehrbarer Herr. Er kommt aus den Bergen, ist aber ganz anders – beredt wie ein Priester aus Ekron ... Lasst das!« Sie schlug mit beiden Händen gleichzeitig auf die Köpfe zweier Liegender, zwischen denen sie stand und die ihr offenbar in einer der Zeit und dem Ort nicht angemessenen Weise ihre Aufmerksamkeit erwiesen hatten.

»Sag dem Kaufmann, er soll herkommen«, befahl Tajisch. »He, Reisender! Komm an meinen Tisch. Semer, gib ihm gebratenen Fisch und einen sauberen Pokal, dafür soll er uns berichten, was los ist auf der Welt.«

Der Levit riss sich rasch das speckige Tuch vom Kopf, strich sein Haar glatt und ging zum Tisch, wobei er sich respektvoll nach drei Seiten verbeugte. Er war an die Gesellschaft von Andersstämmigen gewöhnt; Philister hatte er zwar noch nie getroffen, doch auch vor ihnen fürchtete er sich nicht. Seit vielen Jahren schon herrschte Frieden im Süden von Kanaan. Die Kriege mit den einheimischen

Stämmen waren im Osten wie im Westen längst beendet; die unterworfenen Völker hatten sich in ihr Schicksal gefügt, die nicht unterworfenen wurden nicht angerührt, und beide Eroberer, Israel und Kaftor⁵, respektierten vorerst die Grenze, die ihre jeweiligen Einflussphären markierte. Die Generationen währende unablässige Folge von Kriegen hatte alle erschöpft, die einen wie die anderen und die Dritten; sie alle gönnten sich eine lange Atempause, und niemand – außer Räubern – hinderte jemanden, unbehelligt von einem Gebiet ins andere zu wechseln.

»Ich bin Machbannai Ben-Schuni aus der Sippe des Kehat, des Ältesten im Stamme Levi«, stellte sich der Levit höflich vor, doch niemand hörte ihm zu; das Gelage hatte jenen Punkt erreicht, da es am Tisch kein gemeinsames Gespräch mehr gibt und die Zechenden nur noch mit ihrem jeweiligen Tischnachbarn trinken, reden, sich küssen oder streiten. Tajisch schob, offenbar ohne die geringste Anstrengung, seinen stumpf vor sich hin stierenden linken Tischnachbarn ein Stück beiseite und wies auf den freigewordenen Platz. Der Levit setzte sich, tunkte die Finger in eine Schale mit Wasser, murmelte halblaut eine Beschwörung (er hatte lange keinen Fisch gegessen, eigentlich noch nie) und widmete sich dem Essen; doch es war eine schwierige Speise, mit Haut und Gräten, und sie

schmeckte ungewohnt, darum erklärte er bald, er sei nicht hungrig, und trank etwas Wein, den er mit Wasser mischte.

»Woher kommst du?«, fragte ihn Tajisch mit leicht stolpernder Zunge. Hinter seiner breiten Schulter blickte auch der schöne Achtur, die Ellbogen vornehm aufgestützt, auf den neuen Gast; seine linke Hand ruhte leicht und lässig auf der behaarten Pranke von Tajisch – offenbar waren sie enge Freunde. Die Übrigen scherten sich nicht um sie.

»Ich komme gerade aus Jebus«, antwortete Machbannai Ben-Schuni, »aber auf Umwegen, über Bethlehem; den geraden Weg nach Kirjat-Jearim zu nehmen habe ich nicht gewagt. Die Jebusiter wollen keine Straße ins Tal anlegen, sie haben Angst, auf den Pfaden aber kann man sich leicht verirren, zudem sind sie voller wilder Tiere, und auch die Menschen dort sind nicht besser.«

»Jebus?«, fragte Achtur. »Wo die Einheimischen⁶ einen Ziegenbock anbeten?«

»Ganz recht«, antwortete Machbannai, »sie nennen die Stadt Jeruschalajim. Sie ist nicht groß, aber wunderschön«, fuhr er fort. »Alle Häuser sind aus rosarotem Stein, nirgendwo sieht man Lehmhütten. Die Stadt liegt auf einem Felsen und ist von einer Mauer umgeben, so dick! Gut leben die Menschen dort: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sind aber reicher als alle anderen. Geht eine Frau die

Straße entlang, hört man ihre Ketten und Armreifen weithin klirren.«

»Welches Gewerbe betreiben sie?«, fragte Tajisch.

»Sie haben zwei Gewerbe. Wohl dreimal im Jahr gehen sie hinunter nach Kikkar, zum Jordan und zum Salzmeer; sie plündern die Dörfer der Kanaaniter, rauben Karawanen aus und lauern nachts den Booten der Moabiter Kaufleute auf. Doch weitere drei Mal im Jahr plündern sie die umliegenden Völker noch einfacher: Diese kommen selbst zu ihnen und lassen sich scheren, in Massen, zu Tausenden.«

»Warum?«

»Zum Beten. Auf einem Platz mitten in der Stadt steht ein großer steinerner Tempel; es heißt, er stehe seit Urzeiten dort, die Riesen hätten ihn gebaut, noch vor der Zeit, da die kanaanitischen Stämme herkamen. Sämtliche Nomadenvölker des Südens und der Wüste gehen dorthin und beten um gute Weideplätze und um Zuwachs für ihre Herden. Tag und Nacht dienen Priester im Tempel, die ganze Stadt ist voll von ihnen – oh, das sind Diebe! Der oberste Priester ist übrigens mein Onkel, darum war ich auch in Jebus, ich wollte eine Stelle am Tempel; in unserer Sippe sind wir von klein auf mit Ritualen, Musik und Tanz vertraut. Aber heute ist es offenbar nicht mehr so wie in vergangenen Tagen, da ein Verwandter noch für einen Verwandten eintrat. Der alte Gauner hat mich nicht einmal